

In der zweiten *Schedula* der neuen, jetzt geltenden Gesetzgebung aber heißt es im 27. Abschnitt: Ein Mann, der den *Talaq* verkünden will, muß den *Quazi* des Bezirks, in dem die Frau wohnt, von seiner Absicht in Kenntnis setzen. Der *Quazi* muß seinerseits mit allen Kräften versuchen, daß eine Versöhnung zustande kommt, und zwar mit Hilfe der Blutsverwandten der Parteien oder sonstwelcher sehr einflußreicher Persönlichkeiten. Die Versöhnung muß innerhalb zehn mal dreißig Tagen seit Ankündigung der Absicht, den *Talaq* zu verkünden, erfolgt sein. Wenn aber die Versöhnung unmöglich ist und der Ehemann nicht nachgibt, muß dieser seine Absicht vor dem *Quazi* in Gegenwart von zwei Zeugen kundtun.

Will dagegen eine Frau die Scheidung begehren, ist die Sache anders; denn die Frau kann nur mit Zustimmung des Mannes oder durch richterliche Verfügung eine Scheidung erreichen. Wenn eine Frau fortwährend Unstimmigkeiten mit ihrem Manne hat und nicht länger mit ihm zusammenwohnen will, kann sie gerichtliche Scheidung durchsetzen. Vorher aber müssen immer erst alle Möglichkeiten erschöpft werden, eine Versöhnung herbeizuführen. Für die Frau wurde die dritte *Schedula* gegeben, in der der Scheidungsprozeß festgelegt ist. Bevor die Scheidung ausgesprochen wird, muß der Richter alles Mögliche unternehmen, daß die Parteien gegenseitig ihre Unstimmigkeiten bereinigen, und erst dann darf er ihren Fall untersuchen und erledigen.

Auf der Insel Ceylon muß demgemäß nach der Gesetzgebung des Jahres 1951 der *Talaq* vor dem Richter erklärt werden. Niemand kann, wie in anderen Gebieten, unabhängig vom Richter eine solche Erklärung abgeben. In Ceylon wird nach der Erklärung des *Talaq* die Scheidung erst nach einer Probezeit von 30 Tagen erlaubt, wenn keine Hoffnung auf Versöhnung mehr besteht. Die völlig beliebige Erklärung des *Talaq* trug deshalb eine große Gefahr mit sich, weil sie einfach im Zorn geschehen konnte. Diese Gefahr ist durch die Erklärung vor dem Richter, die Tätigkeit des Richters und schließlich durch die Probezeit gebannt.

## ABERGLAUBEN, TRADITION UND ERNÄHRUNGSGEWOHNHEITEN DER BANTU

von S. Edelman

Der Primitive zählt nicht die Kalorien und buchstabiert nicht die Vitamine, wenn er das Knurren seines hungrigen Magens stillt. Seine Ernährungsweise wird vom Herkommen und der Stammeszugehörigkeit und diese wieder von Tradition und Religion beeinflusst.

Ernährungstabus und rituelle Speisen wechseln oft innerhalb derselben ethnischen Gruppe und sind innerhalb weniger Kilometer gänzlich verschieden. Die am meisten ins Auge springenden Unterschiede bestehen im südlichen Afrika wohl bei der Einstellung gegenüber dem Fisch. Die meisten Swazi-, Pondo-, Zulu-, Xhosa- und Fingo-Stämme betrachten Fisch als eine Art kaltblütiges Reptil oder Schlange. Vor Reptilien und Schlangen hegen sie aber einen traditionellen Schauer. Sie glauben, daß die Geister der Verstorbenen und Vorfahren in der Gestalt von Schlangen und anderen Reptilien wieder an ihre alten Wirkungsstätten zurückkehren.

Die Verstärkerung der Bantu, die Vermischung der Stämme in den Großstaaten und das Gemeinschaftsleben in Minenkampons sowie die in der Stadt überall erhältlichen schmackhaft in Öl gebackenen und billigen Fischstücke unter-

graben dieses Vorurteil. Wenn in Bantu-Gaststätten gekochter Fisch ohne Kopf serviert wird, protestiert manchmal ein Gast, da er fürchtet, daß ihm auf diese Weise irgendein Reptil auf den Tisch geschmuggelt wird.

Manche Bantustämme, die an der Küste leben, haben selbst keine Boote entwickelt und baden auch nicht in der See. Sie nehmen allenfalls Hockbäder in Süßwasser und gießen sich Wasser über den Oberkörper. Weiter im Norden, in Richtung Zentralafrika, gibt es viele langsam fließende Flüsse, die von Fischen wimmeln. Das gleiche gilt von den großen ostafrikanischen Seen. Manche Stämme leben dort ausschließlich vom Fischfang. Der Fisch wurde zum religiösen Symbol und zur rituellen Speise. Fast alle Bantustämme lieben Fleisch. In vielen Gegenden ist Fleisch aber schwer zu erhalten. Aus diesem Grunde machen die Eingeborenen vermutlich nicht viel Unterschied zwischen erlegten Tieren oder geschlachteten und an Hunger oder Durst oder Krankheit eingegangenen Tieren.

Wie die alten Griechen kennen die meisten Busch-Bantu nur zwei tägliche Mahlzeiten. Die erste Mahlzeit ist gegen Mittag und die zweite am Abend, die meistens eine ausgedehnte Sitzung darstellt. Die Bantu, die in die weißen Städte kommen, müssen sich daher erst an die seltsame Einrichtung, „Frühstück“ genannt, gewöhnen. Abgesehen von der Häufigkeit und dem Zeitpunkt der Mahlzeiten, bilden diese auch nicht gesellige Höhepunkte des Familienlebens wie bei den Europäern, wo alle gleichzeitig und gemeinsam essen.

Bei den meisten Stämmen wird das zubereitete Essen zuerst dem Kraal-Oberhaupt gebracht. Dieser sitzt vielleicht in seiner Hütte oder unter einem schattigen Baum, allein oder zusammen mit den älteren männlichen Angehörigen der Familie. Er ißt, bis er satt ist, und schickt dann die Reste zurück für die Frauen und Kinder, ähnlich wie man in europäischen Familien mit den Resten Hund und Katze füttert.

Für den unverbildeten eingeborenen Herrn der Schöpfung ist es deshalb höchst widerwärtig, wenn er in der Stadt das Essen zusammen mit den jüngeren Familienmitgliedern einnehmen muß. Er fühlt sich wie ein Weißer, der in der Fremde mit Hund und Katze gemeinsam gefüttert wird.

Der „Aberglaube“ der Einheimischen hat vielfach einen realen Hintergrund jahrhundertelanger praktischer Erfahrung. Wenn man bedenkt, daß schwarze Zauberdoktoren oft über ausgezeichnete Kenntnisse natürlicher Gifte verfügen, die z. T. der westlichen Wissenschaft noch unbekannt sind, so wundert es nicht, wenn der Eingeborene der Unbedenklichkeit der Nahrung eine außerordentliche Bedeutung beimißt. Wenn z. B. eine junge eingeborene Frau ihrem Herrn und Meister einen Topf Bier bringt, so nippt sie in seiner Gegenwart ein wenig daran. Sie zeigt damit, daß nichts Unrechtes darin ist und er das Bier ohne heimliches Unbehagen trinken kann.

Schwarze Bauern haben es gern, wenn alle Teilnehmer an der Mahlzeit aus einem gemeinsamen Topf essen und sich dabei der Finger bedienen. Aus Vorsicht gegen eine Übertragung dunklen Übels wendet aber jeder, der ißt, das Gesicht ab, so daß kein verzaubertes Stück in den Topf zurückfallen kann.

Mit europäischen Maßstäben gemessen, steckt die Hygiene bei den Eingeborenen in den Kinderschuhen. Die Eingeborenen haben aber auf diese Weise einen hohen Grad der Immunität gegen ihre endemischen Krankheiten erworben. Die Kühe werden z. B. gemolken, ohne daß vorher das Euter gewaschen wird. Der Speichel des Kalbes dient als Schmiermittel. Ein Zulukönig ließ allerdings einmal seinen Koch töten, als er ein Kuhhaar in seiner Milch fand.

Nicht alle afrikanischen Gebräuche haben die Abwehr böser Mächte zum Inhalt. Viele Ansichten und Vorurteile fußen auch auf naiven Vorstellungen homöopathischer Medizin. (In Europa glaubte man noch im Mittelalter, daß Gleiches Gleiches heilt ...)

Vor dem Verzehr von Schafs- und Schweinshirn wird deshalb dringend gewarnt, da dieses verrückt mache und die Haare frühzeitig erbleichen lasse. Aus ähnlichen Gründen tragen unfruchtbare Bantufrauen eine Puppe auf dem Rücken (wo sonst ein echtes Baby zu finden wäre). Sie glauben, eine solche Symbolik sei der Schwangerschaft förderlich.

Leber essen macht aus Männern Feiglinge. Nieren essen führt zu frühzeitiger Glatze und zur Geburt von Kindern mit hervorstehendem Nabel. Eier sind auch in Afrika das Symbol der Fruchtbarkeit. Kinder, die Eier essen, werden früh und ganz bestimmt sinnlich.

Glücklicherweise gelten die meisten dieser Tabus nur für die junge Generation. Genau wie bei den Europäern, wo sich die alte Generation Sorgen macht, wenn die Kinder nicht genug Schlaf bekommen, kein Gemüse essen oder nicht gerne die Zähne putzen, aber selbst glaubt, es nicht mehr so genau nehmen zu müssen, da die Entwicklung abgeschlossen und Hopfen und Malz verloren ist, und eine kleine Sünde daher nicht viel schade. Andere Eßbräuche der Bantu scheinen im wesentlichen darauf zu beruhen, die lästigen kleinen Aufgaben und Pflichten des Alltags zu vermeiden. Brotkrusten werden oft weggeworfen mit der Begründung, sie seien beschmutzt. In anderer Hinsicht zeigt der Bantu aber wenig Respekt für die Reinheit von Nahrungsmitteln. Vielfach ist es auch Sitte, Korn auf dem Felde zu lassen — um den Geistern der Verstorbenen etwas zukommen zu lassen. Dem Europäer will es eher scheinen, als ob man sich die Arbeit des Ährenlesens ersparen will. Aber auf der anderen Seite setzten manche Bantufamilien etwas Bier und Nahrung beiseite, um die Geister der Ahnen zu erfreuen.

Der Bantu bringt auch religiöse Vorstellungen in die Erntezeit. Er sammelt zu gegebener Zeit verschiedene reife Pflanzen- und Kornarten. Diese werden dann zusammen in einem Topf gekocht und rituell verspeist. Man dankt den Geistern der Ahnen für ihre gütige Mitwirkung. Erst nach dem Erntedankfest und dem rituellen Schmaus zusammen mit den Geistern, kann man die eigentliche Ernte unter günstigem Vorzeichen beginnen.

Mancher Weiße, der „grünen“ Mais nach Hause brachte, erlebte zu seiner Verärgerung, daß der Hausboy diese Delikatesse verschmähte, obgleich er sonst Maisbrei mit der gleichen Begeisterung verzehrt wie die Deutschen ihre Kartoffeln. Der Hausboy begründete seine Ablehnung mit der Bemerkung: „Er macht mich krank.“ In Wirklichkeit hat das Kraaloberhaupt oder sein Vater aber noch nicht die nötigen Riten vorgenommen, die dem Boy erlauben würden, grünen Mais der neuen Ernte zu essen, ohne die Ahnengeister zu erzürnen. Diese Vorstellung ist natürlich nicht bei allen Stämmen anzutreffen. Die Befolgung und der Glaube an diese Tabus verliert sich außerdem in dem Maße, in dem der Bantu verstädtert und sich nach amerikanischer Manier kleidet. Zumeist findet der Bantu aber wieder zu seinem alten Brauchtum und Aberglauben zurück, wenn er in den Geburtskraal und zu seinen Frauen zurückkehrt. Dies ist nicht immer ein so bedauerlicher Rückschritt, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Der Bantu, der in der Stadt sich selbst überlassen bleibt, lebt oft ungesünder als im Busch. Er wendet sich von den natürlichen Nahrungsmitteln ab und bevorzugt Zivilisationsprodukte. Warum sollte er sehniges Fleisch essen und grobgeschroteten Vollkornbrei und harten Mais? Er versteht nicht, daß dies

seinen Zähnen und seinem Verdauungsapparat besser bekommt als das gebleichte Maismehl und das blütenweiße Brot, das er für ein paar pence im Laden kaufen kann. Er ißt fast reine Stärke, lernt den Gebrauch von Zucker und verlegt sich auf Süßigkeiten. Statt Milch trinkt er Limonade aus der bunten Flasche. Der typische Gelegenheitsarbeiter in der Stadt leidet fast immer an Fehlernährung, schlechten Zähnen, selbst wenn er gut verdient. Er fühlt sich nicht auf der Höhe, unsicher und unglücklich. Große südafrikanische Industrien, besonders die Goldminen, geben daher ihren Arbeitern eine einfache, aber vollwertige Kost, die genug Eiweiß, Mineralsalze und Vitamine enthält. Da, wie oben angedeutet, viele Bantu Fisch verabscheuen, mischen die Großküchen der Bergwerke einfach desodoriertes Fischmehl unter den Maisbrei und reichern so die Alltagskost mit Eiweiß an. Trotz harter Arbeit unter Tage kehren die meisten Bantu nach einem Jahre stärker, gesünder und mit Gewichtszunahme in die heimatlichen Kraale zurück.

Die diätetische Aufklärung der Bantu steckt noch in den Kinderschuhen, obgleich von Staats wegen, von den Schulen und anderen Organisationen viel getan wird. Die alten Vorurteile legt niemand gern ab, insbesondere wenn man, wie der Bantu, nicht versteht, was Vitamine und Proteine sind. Gewöhnlich sind die Bantumänner weiter fortgeschritten als die Frauen, die nicht soviel in der Welt herumkommen.

Seitens der verantwortlichen Weißen ist noch viel Geduld, Takt und Sympathie notwendig, bis ein Durchbruch erzielt sein wird.

## KLEINE BEITRÄGE

### MACHET ZU JÜNGERN ALLE VÖLKER \*

Noch kurz vor seinem Tode hatte der um die Missionswissenschaft so hochverdiente Verf. die Freude, sein eben vollendetes Werk zu sehen. Somit ist das hier zu besprechende Werk zugleich Ertrag und Abschluß seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Titel und Untertitel stellen die Absicht des Verf. klar heraus. *Theorie* bedeutet ihm *Schau, Gesamtschau der Mission*. Der Akzent liegt, wie es sich für eine theologische Disziplin gehört, auf den theologischen Grundlegungen. Für diese theologische Arbeit sei dem Verf. zunächst Dank gesagt, weil wir aus Erfahrung wissen, wie sehr gerade die missionarische Arbeit unter dem Druck materieller Verhältnisse immer in Gefahr ist, diese theologische Schau zu verlieren oder doch praktisch zu minimalisieren. Es wäre aber keine *Gesamtschau*, wenn Verf. bei dieser theologischen Schau stehen geblieben wäre; immer wieder wird in seinem Werk der phänomenale Aspekt der Missionsarbeit und -aufgabe herausgestellt und mit dem rein theologischen zusammengesehen. Schon hierin zeigt sich, daß es dem Verf. nicht um ein rein wissenschaftliches Anliegen geht, sondern um das christlich-theologische Anliegen der Mission, das sein eigenes Herzensanliegen geworden ist. Das ganze Werk zeigt, daß die Widmung des Werkes („Den Dienern Jesu Christi für die Heiden“: vgl. *Röm* 15,16) durchaus ernst gemeint ist. Nicht nur die theologischen Wissenschaften (vgl. 124 ff.), sondern auch der praktische Missionar (vgl. 269. 280. 312. 318. 324.

\* OHM, THOMAS: *Machet zu Jüngern alle Völker*. Theorie der Mission. Erich Wewel-Verlag/Freiburg i. Br. 1962. 927 S., Gln., DM 93.—